

Junge Liebe

Autor(en): **M.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 29

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Junge Liebe

Schnyder-Sami's-Joggeli sticht Disteln im Weizenacker. Wenn man's so betrachtet, so ist das eigentlich keine produktive Arbeit, denn das Distelstechen bringt keinen direkten Gewinn, ist vielmehr eine Arbeit wie noch manche andere im Bauernstand, die getan werden muß, weil deren Unterbleiben das Verunkrauten des Ackers, damit eine Kulturlandwertung zur Folge hätte. Joggeli ist schon durch und durch Bauer, mit den Berufspflichten vertraut, so intensiv, daß er ohne zu fragen trotz seiner achtzehn Jahre mit disziplinierter Haltung den Berufsansforderungen genügt. Das Distelstechen, und zwar allein und viele Tage nacheinander, könnte leicht einem andern als Joggeli überdrüssig werden, denn immer wieder tauchen neue „Nester“ im Weizenacker auf und es ist kein Ende dieses Unkrautverteilungswerkes abzusehen. Dieser Joggeli aber ist auf seine Art ein halber Heiliger. Er ist nach außen hin freilich etwas ungehobelt und von der Kultur der heutigen Zeit, Gott sei Dank, noch unverdorben. Diese Kultur der neuen Zeit, Herumflanieren und mehr Scheinewollen als man ist, wird bei dem jungen Bauernburschen reichlich aufgewogen durch einen absolut unverfälschten Sinn für das Bodenständige und Echte. Er kann zwar zuweilen sogar flegelhaft grob werden, wenn seine Jugendkraft im Gärzustand überschäumt. Joggelis Augen jedoch sind der Spiegel eines reinen Kindergemütes. Diese jungen Augen wird er sich bis ins Alter bewahren, wenn seine Haare grau werden und sein Gesicht von der Sonne und vom Regen eine ledergegerbte Haut bekommen hat. Diese Augen sind der Widerschein des Bauernfrühlings und der vielen Wunder der wechselnden Jahreszeiten. Ein Stück Himmel auf Erden, herausgelöst aus der irdischen Schwere, instinktiv fest verankert im Glauben an eine ewige Erneuerung als uraltes Bauerngesetz, welches nicht nur viele Arbeit, sondern auch viele ungezählten Bauernfreuden bringt. So einer ist Joggeli mit allen Vorzügen der unverdorbenen Bauernseele. Auf seinem strohblonden, steifengeraden Haar flimmert das Sonnenlicht. Das noch knabenhafte Gesicht hat eine gesunde Farbe. Aus seinen verwaschenen, von Sonne und Regen verfärbten Überkleidern ist der Bursche in die Länge und in die Breite hinausgewachsen. Seine Mutter behauptet, Joggeli sei noch ein halbes oder ein ganzes Kind. Mütter sehen ihre Kinder gerne so, wie sie sie lange haben möchten: kindlich und unschuldig.

Unschuldig ist auch Joggelis Neigung zu dem Nachbarskinde, dem siebzehnjährigen Marieli, mit dem er seit des Mädchens Heimkehr aus dem Welschland kaum zwanzig Worte gewechselt hat. Alle Welt hätte ruhig hören dürfen, was die zwei Nachbarskinder bei den zufälligen Begegnungen miteinander geredet haben. Nicht einmal die Hand haben sie sich in ihrer Scheu zum Gruß geboten.

„So, bist du wieder deheim?“, hat Joggeli gefragt und nach einer langen Pause der angeborenen Zurückhaltung noch gesagt: „Wotsch jez dehome blybe?“ Ebenso kurz hat Marieli geantwortet. Dann sind beide wie auf Kommando über und über rot geworden. Warum, das haben sie nicht gewußt. Marieli tut trotz seines zu Ende gegangenen Welschlandjahres scheuer als vorher. Plötzlich kommt dem Mädchen bei der Begegnung mit dem Nachbarsbub das Bewußtsein des Erwach-

senfeins in die Quere. Für seine siebzehn Jahre, sei es, Marieli, ein großer „Ganggal“, hat die Mutter gesagt. Nun schickt es sich also auch nicht mehr, sich fortwährend mit Joggeli zu necken und Meinungsverschiedenheiten wie ehemals tätlich durch Kratzen und Beißen auszutragen. Und nach dieser Seite der ehemals jungenhaften Kauflust des Mädchens hat das Welschlandjahr in einem Landpfarrhaus doch ein wenig „abgefärbt“. Eine gewisse Veränderung hat dieser vorübergehende Wechsel der Umgebung gezeitigt, die Joggeli auf den ersten Blick zum Bewußtsein kommt. Diese mit Staunen gepaarte Entdeckung könnte man auch mit Friedrich Schillers Lied von der Glocke umschreiben: „Und herrlich in der Jugend Prangen, mit züchtigen, verschämten Wangen sieht er die Jungfrau vor sich stehn.“

Weniger poetisch, aber ebenso treffend hat Joggelis Schwester diese erwachte Zuneigung zu dem Nachbarskinde umschrieben: „I gloube gwüß, em Joggeli heigs dr Armel in-e gnob.“ Weiter gibt die Schwester ihre Beobachtungen über den Bruder der Mutter kund:

„Dä hägers Joggeli, sieder här, daß ds Graber-Marieli dehome-n-isch, weiß er's gäng 13'richte, daß 19 z'fäme i d'Hütte (Käferi) chöi u die ganzi 30t guenet er zu ds Grabers übere.“ — Über diese Mitteilung ist die Mutter wie aus den Wolken gefallen. Mit seinen kaum mehr als achtzehn Jahren sei der Joggeli noch immer ein Bub, der die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten habe, hat die Mutter erst unlängst behauptet und jetzt . . . Doch weil Joggelis Mutter diese Zukunftsaussicht, Nachbars einzige Tochter als Sohnsfrau einst ins Haus zu bekommen, nicht so ganz zuwider wäre, im Gegenteil, ist in ihren Augen weder ihr Bub, noch das Marieli zu einer Liebchaft zu jung, wie sie sich in aller Harmlosigkeit bereits zwischen den zweien angezponnen hat . . .

„Daß du mir unsern Joggeli nicht etwa unnötig plagst“, gebietet die Bäuerin strenge Joggelis Schwester, die ihr Geheimnis oder ihre Entdeckung nicht hat für sich behalten können. Aber die Späßen pfeifen es bereits vom Dache, daß Schnyders Joggeli und Grabers Marieli ein Liebespaar sind, nur die Hauptpersonen sind sich dieser Tatsache noch nicht bewußt. Beim Kreuzsträßchen treffen sie sich morgens und abends mit dem Milchkarren und gehen zur Käferi. Wenig sprechen sie und wissen doch eine ganze Menge von einander. Es ist etwas Eigenartiges um diese junge Liebe der zwei Nachbarskinder. Aber dieses heimliche Liebhaben wirft auch einen hellen Schein über den mit Unkraut bewachsenen Getreideacker, wo wir zu Beginn Joggelis Bekanntschaft gemacht haben . . . Doch wenn das Herz voller Freude ist, da gewinnt selbst die langweiligste Arbeit wie z. B. das Distelstechen einen Sinn . . . Wie sollte es hier langweilig werden, wenn auf dem Nachbaracker, — auch allein — die Nachbarstochter Kunkelrüben jätet, dabei Amor seine Pfeile hin und her schießt, wenn dazu der Kukud im nahen Walde ruft und die Lerchen jubeln hoch in der frühlingklaren Luft!

O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe dieser zwei Nachbarskinder! M. S.